Wenderoth, Anette (2000): Diskursgenese und Logik. Diskursanalyse als Beitrag zu einer Theorie der Praxis. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 86. 70-83.

Wengeler, Martin (1992): Die Sprache der Aufrüstung. Zur Geschichte der Rüstungsdiskussion nach 1945. Wiesbaden.

Wengeler, Martin (1997): Argumentation im Einwanderungsdiskurs. Ein Vergleich der Zeiträume 1970-1973 und 1980-1983. In: *Jung, Matthias/Wengeler, Martin/Böke, Karin* (Hg.): Die Sprache des Migrationsdiskurses. Das Reden über „Ausländer" in Medien, Politik und Alltag. Opladen. 121-149.

Wengeler, Martin (2000): „Gastarbeiter sind auch Menschen". Argumentationsanalyse als diskursgeschichtliche Methode. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 86. 54-69.

Wengeler, Martin (Hg.) (2003a): Deutsche Sprachgeschichte nach 1945. Diskurs- und kulturgeschichtliche Perspektiven. Hildesheim/Zürich/New York.

Wengeler, Martin (2003b): Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960-1985). Tübingen.

Wichter, Sigurd (1999): Gespräch, Diskurs und Stereotypie. In: ZGL 27. 261-284.

Wichter, Sigurd (2001): Kommunikationsebenen und Diskurs. In: *Burkhardt, Armin/Cherubim, Dieter* (Hg.): Sprache im Leben der Zeit. Beiträge zur Theorie, Analyse und Kritik der deutschen Sprache in Vergangenheit und Gegenwart. Tübingen. 11-29.

Wodak, Ruth (2002): Aspects of Critical Discourse Analysis. In: Zeitschrift für Angewandte Linguistik 36. 5-30.

Wodak, Ruth et al. (1998): Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität. Frankfurt.

Angermüller, Johannes (2007): „Die Dimension der Äußerung in den Diskurstheorien Michel Foucaults und Jacques Lacans". In: Ingo Warnke (Hrsg.), *Linguistik, Impulse und Tendenzen. Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände.* Berlin, New York: De Gruyter, S. 53-80.

Johannes Angermüller

Diskurs als Aussage und Äußerung – Die enunziative Dimension in den Diskurstheorien Michel Foucaults und Jacques Lacans

1. Einleitung

„Diskursanalyse" bezeichnet in großen Teilen der interdisziplinären Debatte einen Ansatz, für den sich der qualifizierende Zusatz „à la Foucault" in den letzten Jahren zu erübrigen scheint.[1] In der Tat spielt der Begriff des Diskurses, wie er von Michel Foucault theoretisiert worden ist, in einer Vielzahl von Debatten inzwischen eine wichtige Rolle. So wird der Diskursbegriff in der politik- und sozialtheoretischen Diskussion oft ins Feld geführt, um die transsubjektive und soziohistorische Bedeutung des Symbolischen für soziale und politische Praktiken zu unterstreichen (vgl. Angermüller 2004a). Aber auch für die Forscherinnen und Forscher, deren Schwerpunkt auf Fragen einer Methodologie und Methode für die Untersuchung „großflächiger" Sinnzusammenhänge liegt, ist es selbstverständlich geworden, sich auf die Diskursanalyse „à la Foucault" zu beziehen (Keller 2003). In der Tat scheint die zentrale Funktion, die Foucault im Feld der Diskursanalyse eingenommen hat, insofern erklärlich, als Foucaults Ansatz dem zunehmenden Bedarf nach theoretischer Reflexion und breiter intellektueller Orientierung entgegenkommt, der von Alternativströmungen anglo-amerikanischer Provenienz wie Konversationsanalyse, symbolischem Interaktionismus oder Pragmatismus nur unzureichend befriedigt wird.

Doch ist die explizite oder implizite Gleichsetzung von „Diskursanalyse" und „Foucault" in mehrerer Hinsicht problematisch, denn dem Foucault'schen Ansatz wird dadurch eine Einheitlichkeit und Kontinuität unterstellt, die angesichts der einschneidenden Brüche seines Werks nur schwer aufrecht erhalten werden kann; es werden auch die zahlreichen, bisweilen unter dem Etikett der „französischen Schule der Diskursanalyse"[2] zusammengefassten anderen Tendenzen ausgeblendet, ohne die sich

Für hilfreiche Kommentare und Bemerkungen bedanke ich mich bei Jens Maeße, Annika Mattissek und Martin Nonhoff.

Es ist fraglich, ob die Rede von einer „französischen" Schule der Diskursanalyse (vgl. Guespin 1976, Maingueneau 1994) heute noch angemessen ist. Von einer einheitlichen na-

die diskursive Signifikanz von Foucaults Werk in seinem eigenen Kontext nicht bestimmen lässt. So war Foucault nicht der einzige Pionier der so genannten „französischen Schule". Neben Foucault müssen in jedem Fall der marxistische Philosoph Louis Althusser und der sprachtheoretisch beeinflusste Psychoanalytiker Jacques Lacan genannt werden, die mit Blick auf ihre schulbildende Wirkung im französischen Kontext als nicht weniger einflussreich eingestuft werden müssen. Gerade die Bedeutung der Lacan'schen Psychoanalyse wird oft unterschätzt, gibt sie zahlreichen diskursanalytischen Tendenzen in Frankreich und auch Althusser und Foucault selbst doch wichtige Impulse. Mit Lacan lassen sich einige der Kernpunkte der „französischen Schule der Diskursanalyse" festmachen, etwa das nicht-subjektivistische Subjektivitätsverständnis, die Vielschichtigkeit von Sinneffekten, die Materialität des Diskurses und der formalistische und nicht-hermeneutische Beschreibungsanspruch.

Während Lacan, Foucault und Althusser in den Kultur- und Sozialwissenschaften inzwischen vielerorts Beachtung gefunden haben (vgl. dazu Angermüller 2004b), ist eine weitergehende Rezeption in den nicht-französischen Sprachwissenschaften noch die Ausnahme (vgl. etwa Fairclough 1992, Warnke 2002). Angesichts der zahlreichen sprachwissenschaftlichen Einflüsse auf diese Theoretiker ist dies verwunderlich. So fungierte die Linguistik nicht nur als Namensgeberin für die intellektuelle Bewegung des „Strukturalismus", zu der diese Theoretiker gemeinhin gezählt werden; die Linguistik gab auch die entscheidenden Impulse für die zahlreichen diskursanalytischen Forschungstendenzen, die sich im Anschluss an Foucaults *Archäologie des Wissens* (1969), Pêcheuxs *Automatische Diskursanalyse* (1969) und der Veröffentlichung der ersten Seminare und Schriften Lacans etabliert haben (vgl. Sumpf und Dubois 1969).

In diesem Beitrag möchte ich die Überschneidungen zwischen französischer Diskurstheorie und Linguistik zum Anlass nehmen, einige der sprachwissenschaftlichen Tendenzen und Theoriefiguren herauszuarbeiten, die die Entwicklung des Felds der französischen Diskursanalyse seit den späten 1960er Jahren geprägt haben. Während die Althusserianer bis weit in die 1970er Jahre am strukturalistischen Projekt einer allgemeinen

tionalen Diskurstradition in Frankreich kann spätestens seit den 80er Jahren nicht mehr ausgegangen werden, als die französische Rezeption amerikanischer Pragmatisten (Ethnomethodologen, Konversationsanalyse, Goffman) und allmählich auch verstehend-hermeneutischer Ansätze einsetzte. Umgekehrt sind Theorien der französischen Diskursanalyse zunehmend auch außerhalb Frankreichs etabliert, etwa in den britischen Kulturstudien oder in der Form „poststrukturalistischer" Diskurstheorie in Deutschland (z.B. Bublitz, Bührmann, Hanke und Seier 1999, Nonhoff 2004, Stäheli 2000).

Semiologie des kulturellen Lebens festhalten[3], kündigen sich mit den diskurstheoretischen Impulsen Lacans und des mittleren Foucaults (der *Archäologie*) die Umrisse einer „post-strukturalistischen" Diskursanalyse an[4], die ihren Ausgang von der Kategorie der *énonciation* nimmt. Dass die *énonciations*, die Äußerungen, Praktiken und Ereignisse in den Diskurstheorien von Lacan und Foucault eine zentrale Rolle spielen, ist der internationalen Rezeption oft entgangen (s. aber Williams 1999). Das Ziel meines Beitrags ist, die enunziationstheoretischen Fundierungen dieser Diskurstheorien auszuführen, die eine spezifisch „französische" Variante der linguistischen Pragmatik begründen. Anhand von Foucaults Arbeiten aus seiner diskurstheoretischen Periode werde ich versuchen, den Diskurs vom Text abzugrenzen und auf diskursanalytische Grundbegriffe wie die Äußerung, die Aussage und die diskursive Formation einzugehen. Im Spiegel von Lacans Psychoanalyse sollen dann die Fragen von Alterität und Nicht-Vollständigkeit des Diskurses betrachtet werden.

2. Foucaults Diskursanalyse und die pragmatische Wende in den französischen Sprachwissenschaften

Foucaults Auseinandersetzung mit der Diskursproblematik beschränkt sich im Wesentlichen auf die Periode von 1966 bis 1971, in die die Erscheinung von *Les Mots et les choses* (1966, dt. Die Ordnung der Dinge) und *L'Archéologie du savoir* (1969, dt. Die Archäologie des Wissens) fällt. Diese zwei Werke verhalten sich vordergründig komplementär zueinander. Ersteres enthält eine materialreiche Untersuchung des neuzeitlichen Wissens in Westeuropa; letzteres greift dieses Material teilweise auf, um eine Theorie der Diskursanalyse zu entfalten. Doch ist die *Archäologie* weit davon entfernt, eine ausgearbeitete Theorie zur *Ordnung der Dinge* darzustellen, markiert das Werk von 1969 doch einen markanten Bruch gegenüber seinem strukturalistisch geprägten Vorläufer.

Die Althusserianer vermuten hinter dem aufkommenden Interesse an Äußerungstheorien lange Zeit den Versuch einer Rehabilitierung des sprechenden Subjekts. Diese Skepsis verliert sich mit der Einsicht in die Möglichkeiten, die die Diskurspragmatik etwa zum Problem der Präsupposition, also des Ungesagten der Ideologie, bietet (Fuchs 1981, Henry 1977).

In Frankreich werden diese TheoretikerInnen in der Regel nicht als poststrukturalistische Bewegung wahrgenommen, weshalb Žižek den Term Poststrukturalismus zu Recht als "an Anglo-Saxon and German invention" bezeichnet hat (1991:142).

2.1 Die Ordnung der Dinge

In der *Ordnung der Dinge* unternimmt Foucault den Versuch einer umfassenden Beschreibung der neuzeitlichen *epistamai* (*episteme*, gr. „Wissen") – der Denksysteme des 16.-19. Jahrhunderts, die er mit Blick auf die Bereiche von Ökonomie, Biologie und Linguistik untersucht. Sein Akzent liegt auf den Strukturregeln, die ein „gesamtes Zeichenregime, die Bedingungen, unter denen die Zeichen ihre eigentümliche Funktion ausüben"[5], organisieren. Foucault unterscheidet folgende drei Regimes: das 16. Jahrhundert, in dem das Verhältnis von Worten und Dingen von den Prinzipien „Ähnlichkeit" und „Wiederholung" regiert wird; das „klassische" Zeitalter (17. und 18. Jahrhundert) der „Ordnung" und der „Repräsentation", in dem „die Worte die Aufgabe und die Macht erhalten haben, ‚das Denken zu repräsentieren' "[6]; schließlich das Zeitalter der „Geschichte" und des „Menschen", in dem der „Mensch", „ein doppelseitiges empirisch-transzendentales Wesen", auf den Plan tritt.[7] Wie im Falle der Umstellung auf die epistemische Logik des klassischen Zeitalters ist der Übergang auf das Zeitalter des „Menschen" „ein radikales Ereignis, das sich über den gesamten sichtbaren Teil des Wissens erstreckt und dessen Zeichen, Erschütterungen, Wirkungen man Schritt für Schritt verfolgen kann".[8] Foucault nimmt die verbreitete Kritik an „kontinuistischen" Kultur- und Geschichtsvorstellungen auf (vgl. Bachelard 1971:185-194) und begreift den Übergang eines Repräsentationsregimes zum nächsten als tiefgreifende Zäsur.[9] Als Folge eines solchen epistemischen Bruchs werden alle Relationen, die die Elemente der *episteme* konstituieren, grundlegend neu geordnet, und die epistemischen Bedingungen für zeitübergreifendes Verstehen entfallen.

Auch wenn in der *Ordnung der Dinge* (1966) keine explizite Auseinandersetzung mit den theoretischen Grundlagen des *episteme*-Konzepts stattfindet, scheint Foucaults Werk Saussures Vision einer allgemeinen Semiologie Gestalt zu geben, die „das Leben der Zeichen in ihrem gesellschaftlichen Lebenszusammenhang untersucht".[10] Wie andere strukturalistisch

5 Die Übersetzung dieser Passage wie auch aller anderen stammt von mir. „le régime entier des signes, les conditions sous lesquelles ils exercent leur étrange fonction" (1966:72).

6 „les mots ont reçu la tâche et le pouvoir de ‚représenter la pensée' " (92).

7 „un doublet empirico-transcendantal qu'on a appelé l'homme" (30).

8 „un événement radical qui se répartit sur toute la partie visible du savoir et dont on peut suivre pas à pas les signes, les secousses, les effets" (229).

9 So lokalisiert Foucault das Ende des klassischen Zeitalters „ungefähr um 1795-1800" (1966:233).

10 „une science qui étudie la vie des signes au sein de la vie sociale" (Saussure 1962:33).

beeinflusste Gesellschaftstheoretiker der Zeit[11] bemüht Foucault bestimmte Instrumente der Sprachwissenschaften, um den symbolischen Gesamthaushalt einer Gesellschaft zu beschreiben und das soziale Leben auf einen das Unbewusste der Sprecher steuerndes Regelsystem zurückzuführen. In die *Ordnung der Dinge* wird die Saussure'sche Opposition von *langue* und *parole* weitergeführt, was sich etwa an der Unterscheidung von *episteme* (etwa „Zeitalter des Menschen") und disziplinärem Feld (etwa „Ökonomie") bzw. Werk/Autor („Ricardo") festmachen lässt. So lehnt sich Foucaults *episteme*-Ansatz insofern an Saussures strukturaler Linguistik an, als es darum geht, eine begrenzte Anzahl grammatikalischer Regeln zu bestimmen, mit der aus einer gegebenen Anzahl von distinktiven Elementen eine unbegrenzte Anzahl grammatikalisch „korrekter" Lösungen realisiert werden kann.

Doch sind Zweifel darüber angebracht, dass sich Saussures Modell auf die Ebenen jenseits von Zeichen, Satz und Text anwenden lässt. Wenn, wie schon Jakobson (1995:119) argumentiert, die Freiheitsgerade von den phonologischen über die morphologischen zu den syntaktischen und transphrastischen Ebenen sprachlicher Aktivität zunehmen, muss sich die Annahme eines Codes, einer Grammatik oder einer *langue*, die die Verkettung verschiedener sprachlicher und nicht-sprachlicher Elemente zu diskursiven Großkomplexen organisiert, als problematisch erweisen. In der Tat würde die Operation mit Saussures Langue insofern einen Essentialismus der Struktur beschwören, als die diskursanalytische Aufgabe darin bestünde, die Manifestationen des Diskurses auf ein vorgängiges Regelsystem zurückzuführen, das jedem diskursiven Akt zu Grunde liegt.[12]

11 Vgl. *Das System der Mode* des mittleren Barthes (1967), *Das System der Objekte* des frühen Baudrillard (1968) und nicht zuletzt Bourdieus Soziologie, die zwischen Struktur („*langue*") und Handeln („*parole*") die vermittelnde Instanz des Habitus einführt (1972).

12 Die Statik und Geschlossenheit des Saussure'schen Begriffs der *langue* ist von vielen Seiten in Frage gestellt worden, insbesondere auch von denen, die (zumindest in Frankreich) gemeinhin zu seinen Vertretern gezählt werden, vgl. etwa Derridas bekannte Kritik an der „Zentriertheit" von Lévi-Strauss' Strukturbegriff (1967). So hat die so genannte Pariser Schule der Semiotik um A. J. Greimas vorgeschlagen, Saussures Langue als ein Produktion formaler Operationen zu fassen und damit zu temporalisieren (Greimas 1966). Diskurse können dann als großflächig organisierte Strukturen von operational stabilisierten Zeichenpositionen gefasst werden (Landowski 1989), was der enunziativen Dimension des Diskurses jedoch nicht Rechnung trägt (s.u.). Eine semiotische Grundierung der Diskursanalyse ist daher letztlich nicht in der Lage, semiotische Abstrakta („Texte") von spezifisch gebrauchten Texten („Diskursen") abzugrenzen.

2.2 Die Archäologie des Wissens

Es ist die Einsicht in die Grenzen eines Begriffs des Diskurses als „einer Art großen uniformen Texts"[13], die Foucault in der *Archäologie* zu einer grundsätzlichen Abkehr vom strukturalistischen Modell veranlasst. In der *Archäologie* stellt Foucault die Diskursproblematik auf eine neue, diskurspragmatische Basis. Mehr noch: Erst in der *Archäologie* begreift Foucault den Diskurs als distinktes Untersuchungsobjekt, das „nicht auf der gleichen Existenzebene" wie Sprache oder Text liegt.[14] Während in der *Ordnung der Dinge* weder von „Diskurs" noch von anderen diskurspragmatischen Konzepten wie „diskursive Formation", „Aussage" oder „Äußerung" die Rede ist, gibt Foucault in der *Archäologie* den Versuch auf, den Diskurs als ein geregeltes System von Differenzen zu begreifen. Die Grundeinheit des Diskurses ist nun die Aussage (*énoncé*)[15], die sich von dem Satz der Logiker (*proposition*) oder dem Satz der Grammatiker (*phrase*) insofern unterscheidet, als sie keinen Text darstellt: Sie ist „keine Struktur, d.h. kein Ensemble von Beziehungen zwischen variablen Elementen, die somit einer unendlichen Zahl von konkreten Modellen zu Grunde liegen können".[16] Die Bedeutung, die das Begriffspaar *énoncé* und *énonciation* für Foucault – aber auch für das Feld der französischen Diskursanalyse – innehat, kommt oft nicht zur Geltung.[17] So verdecken etwa die im Deutschen geläufigen Übertragungen „Aussage" und „Äußerung" die semantische Solidarität zwischen Akt (*énonciation*) und Fakt (*énoncé*). Es kommen die bewusstseinsphilosophischen Konnotationen hinzu, die eine „Äußerung" im Sinne einer von innen nach außen gerichteten Bewegung erscheinen lassen – mithin im Sinne eines sprechenden Subjekts, das einen Gedanken sprachlich ausdrückt. Doch unter *énonciation* ist gerade nicht die Aktivität eines sprechenden Subjekts zu verstehen, das einem gemeinten intendierten Sinn („innen") einen symbolischen Ausdruck („außen") verleiht. Denn weder für den „post-strukturalistischen" Foucault der *Archäologie* noch für die meisten französischen Sprachwissenschaftler rehabilitiert die Hinwendung zu den Instrumenten der linguistischen Pragmatik das

13 „une sorte de grand texte uniforme" (1969:155).
14 „Langue et énoncé ne sont pas au même niveau d'existence" (1969:155).
15 „l'énoncé est bien l'unité élémentaire du discours" (1969:107).
16 „L'énoncé, ce n'est pas une structure (c'est-à-dire un ensemble de relations entre des éléments variables, autorisant ainsi un nombre peut-être infini de modèles concrets)" (Foucault 1969:115).
17 Die Ausgabe der *Archäologie* des Suhrkamp-Verlags kann als ein Paradebeispiel für die Übersetzungsschwierigkeiten gelten, die kurioserweise gerade sprachwissenschaftliche Terminologien aufzuwerfen scheinen (im Englischen werden *énonciation* und *énonciation* in der Regel als *utterance* und *statement* wiedergegeben).

Subjekt des „Humanismus", das im Zentrum einer sinnhaft geordneten Welt steht. So beharrt Foucault auch nach dem Erscheinen der *Archäologie* darauf, dass es notwendig sei, „das Thema eines souveränen Subjekts in Frage zu stellen, das gleichsam von außen die Trägheit linguistischer Codes zu beleben versucht und im Diskurs die unauslöschliche Spur seiner Freiheit hinterlässt; das Thema einer Subjektivität in Frage zu stellen, die Bedeutung konstituiert und dann in den Diskurs überschreibt".[18]

2.3 Grundbegriffe der enunziativen Diskursanalyse: Äußerung (*énonciation*) und Aussage (*énoncé*)

Das Begriffspaar von *énonciation/énoncé* liegt einer Reihe von sprachtheoretischen Entwürfen seit den 1970er Jahren zu Grunde, die den Hintergrund für Foucaults diskurspragmatischen Entwurf abgeben sollten (vgl. Dubois 1969). Auf die Problematik der *énonciation* weist erstmals Saussures Epigon Emile Benveniste hin, der darunter die „Enaktierung der Sprache durch einen individuellen Gebrauchsakt"[19] fasst. Indem Benveniste die *énonciation* als den Vollzug eines sprachlichen Akts betrachtet, durch den das sprechende Individuum zu einem Subjekt der Sprache wird, rückt er die Gebrauchsdimension von Sprache in den Blick. Für die Diskursanalyse handelt es sich bei Benvenistes „Entdeckung" der *énonciation*, bei der freilich die Rolle Bühlers (1965) oder Ballys (1909) oft übersehen wird, um einen Meilenstein, da nun Texte nicht mehr als abgeschlossene formale Gebilde, sondern als materiale Spuren sprachlicher Aktivität betrachtet werden: Mit Benveniste rücken die formalen Markierungen der Äußerung in den Mittelpunkt der sprachwissenschaftlichen Betrachtung.

Gegenüber Foucaults *Archäologie*, die ihren Ausgangspunkt von der *énonciation* nimmt, kann Benvenistes Ansatz jedoch allenfalls als Protopragmatik gelten, da sich Benveniste für die Ebene der *énonciation* nur insoweit interessiert, als diese die strukturale Beschreibung des sprachlichen Regelsystems (*langue*) differenziert. Mit Hilfe von Austins Sprechakttheorie (Austin 1962)[20] lenkt Foucault Aufmerksamkeit auf die Frage der Hervor-

18 „remettre en question le thème d'un sujet souverain qui viendrait de l'extérieur animer l'inertie des codes linguistiques, et qui déposerait dans le discours la trace ineffaçable de sa liberté ; remettre en question le thème d'une subjectivité qui constituerait les significations puis les transcrirait dans le discours." (Foucault 1994:684).
19 „cette mise en fonctionnement de la langue par un acte individuel d'utilisation" (Benveniste 1974:80).
20 In der Archäologie diskutiert Foucault Austin mit dem vordergründigen Ziel, die Unterschiede zur Sprechakttheorie festzuhalten (Foucault 1969:110f). Doch während Foucault die Opposition zum „Logiker" und zum „Grammatiker" durchgängig aufrechterhält, verschwindet der „Sprechakttheoretiker" bald als nennenswerter Gegner. Dies ist nicht über-

bringung diskursiver Ereignisse, ihrer diskursiven Existenzweisen und der Verbindung zu diskursiven Formationen und vollzieht den Schritt zu einem Diskursbegriff, der mit der Vorstellung eines transzendentalen Code- und Regelsystems bricht. An die Stelle der Unterscheidung von *langue* und *parole* lässt Foucault jene von *énonciation* und *énoncé* treten. Ein *énoncé* ist gleichsam ein zu einem Fakt des Diskurses „materialisierter" Diskursakt, der in einem bestimmten Modus existiert (bzw., mit Austin, eine „illokutionäre Kraft" besitzt) und auf den wiederum diskursiv verwiesen werden kann. Er ist ein spezifischer Diskurs(f)akt, der den Vollzug seiner *énonciation* mitträgt und somit, anders als die Sätze der formalen Linguistik, nicht wiederholt werden kann, ohne eine neue Aussage hervorzubringen.[21] Der Diskursbegriff des diskurspragmatischen Foucault zeichnet sich durch Reflexivität und Opazität aus: Die Produktion von Diskurs kann insofern als reflexiv gelten, als diese ständig selbst zum Gegenstand von (neuem) Diskurs wird; sie ist aber auch opak, da seine Inhaltlichkeit angesichts der Faktizität seiner Hervorbringung in den Hintergrund tritt (vgl. Récanati 1979b:19).

Die Frage, die Foucault nun stellt, ist, wie die *énoncés*, spezifisch geäußerte Aussagen, zu größeren Ensembles aggregiert werden, zu „diskursiven Formationen", die, anders als eine *langue*, nur in einer positiven Existenzweise möglich sind, d.h. deren Aussagen faktisch geäußert werden müssen. Einmal mehr handelt es sich hierbei um eine problematische Übersetzung, denn eine *formation discursive* trägt eine statische und eine dynamische Bedeutungskomponente: sie ist nicht nur ein statisches Ensemble von Elementen (im Sinne der Formation eines Vogelschwarms); sie bezeichnet auch die „Bildung" des Diskurses (im Sinne der Form*ierung* einer Masse zu einer Skulptur). Mit Blick auf das Problem der *formation discursive* als Formation/Formierung fordert Foucault, die Produktionsregeln des Diskurses zu bestimmen, die die Hervorbringung seiner *énoncés* (Aussagen) organisieren und diesen „bestimmte Existenzmodalitäten"[22] zuweisen. Eine solche „enunziative Analyse" von Diskurs(f)akten fragt, „in welchem Modus sie existieren, was es für sie bedeutet, erschienen zu sein, Spuren hinterlassen zu haben und vielleicht für einen eventuellen Wiedergebrauch übergeblieben zu sein, was es für sie heißt, dass sie und

raschend, denn wie Foucault kritisiert auch Austin den abstrakten Sprachbegriff von Logikern und Grammatikern.

21 Wie beispielsweise die unterschiedlichen Bedeutungen, die ein- und derselbe Satz (z.B. „Ich mache gerade einen Kaffee!") in verschiedenen Äußerungssituationen aufweist (zum ersten Mal etwa: „Magst du auch einen?", zum zweiten Mal dagegen: „Hörst du mir endlich zu?").

22 „des modalités d'existences particulières" (1969:141).

nichts anderes an ihrem Ort erschienen sind."[23] Eine diskursive Formation stellt keine homogene Einheit dar; sie ist „das Prinzip von Verstreuung und Verteilung [...] von Aussagen".[24] Die Verbindung von Aussagen zu diskursiven Formationen realisiert kein zu Grunde liegendes Gesetz; sie ist als ein unkontrollierbares „Hereinbrechen des Ereignisses" (1969:37) zu verstehen, das mit vorhergehenden und nachfolgenden Diskurs(f)akten verbunden wird. Die diskurspragmatische Hinwendung zu der Frage der Produktion der Spezifizität, Singularität und Kontingenz der Aussage bedeutet nun nicht, dass sich diskursive Formationen willkürlich bilden und der analytischen Beschreibbarkeit entziehen. Foucault interessiert sich für die „Existenzfunktion"[25] der Zeichen, die als „gesagte Dinge"[26] als Positivitäten des Diskurses fungieren und keine verdrängte, verborgene, vordiskursive Objektivität kennen. Sein Regelbegriff steht damit Wittgenstein, Austin und Grice insofern nahe, als eine Regel erst in ihrer Anwendung als Regel konstituiert wird. Die Anwendung ist niemals eine einfache Wiederholung oder Ausführung; sie verändert die Regel immer auch in einem bestimmten Ausmaß und instituiert sie erst als solche (Maingueneau 1995).

2.4 Die diskursive Organisation von Subjektivität

Während Foucault den Diskurs als „einen Raum von differenzierten Positionen und Funktionen für die Subjekte"[27] bezeichnet, unterlässt er es, die diskursive Organisation von Subjektivität und damit die Stellung des Individuums im Diskurs genauer zu betrachten.[28] Dagegen diskutiert schon Benveniste die enunziative Dimension sprachlicher Aktivität unter dem Motto der „Subjektivität in der Sprache" (s. ausführlich dazu Kerbrat-Orecchioni 1980). Benveniste hebt in diesem Zusammenhang die Rolle von „deiktischen Partikeln" heraus, die wie „ich", „hier", „jetzt" auf die Parameter der Äußerungssituation verweisen. Gerade mit Blick auf die Frage der Position des Individuums in der Gesellschaft erweist sich dieser enunziationstheoretische Zugang zu Subjektivität als fruchtbar, kann die Entstehung von Subjektivitätseffekten doch auf das deiktische Operieren

23 „sur quel mode elles existent, ce que c'est pour elles d'avoir été manifestées, d'avoir laissé des traces et peut-être de demeurer là, pour une réutilisation éventuelle; ce que c'est pour elles d'être apparues – et nulle autre à leur place" (Foucault 1969:143).

24 „le principe de dispersion et de répartition [...] mais des énoncés" (1969:141).

25 „fonction d'existence" (1969:115).

26 „choses dites" (1969:143).

27 „un espace de positions et de fonctionnements différenciés pour les sujets" (Foucault 1994:680).

28 Eine historische Analyse von Formen der Subjektivität wird erst nach seinen diskursanalytischen Veröffentlichungen ab Mitte der 70er Jahre ein Problem für Foucaults Untersuchungen (Foucault 2001).

mit dem „formalen Apparat der Enunziation", mit den „Markierungen" der Äußerungssituation zurückgeführt werden. Demnach kann die individuelle Aneignung von Texten, die entsprechende Pronomen, Adverbien und Wendungen enthalten, die diskursiven Orte und Positionen eines „sprechenden Subjekts" sichtbar machen, das sich qua sprachlichem Akt in einem Raum von diskursiven Positionen verortet.[29]

Eine solche enunziationstheoretische Begründung von Subjektivität kommt dem diskursanalytischen Projekt von Foucault entgegen, der dafür plädiert, den „Diskurs nicht auf das Denken, auf den Geist oder das Subjekt zu beziehen, welche ihn hervorbringen, sondern auf das praktische Feld, in dem er sich entfaltet".[30] Doch es ist Althusser, der das Plädoyer für eine nicht-subjektivistische Subjektivitätstheorie aufnimmt. Nach Althusser ist die Versubjektivierung/Unterwerfung (*assujettissement*) des Individuums als ein Effekt von Interpellationen und „materiellen Praktiken"[31] des Diskurses („Ideologie") zu fassen, die das Individuum als ein „Ich" im Diskurs installieren (vgl. Henry 1977, Pêcheux 1975). Die von Althusser geforderte Analyse diskursiver Subjektpositionen muss nicht implizieren, dass die Positionen, von denen die Individuen aus als „sprechende Subjekte" diskursiv sichtbar werden, schon vollständig durch den Diskurs vordefiniert sind.[32] Auch Althussers Hinweis auf die subjektivitätsstrukturierende Funktion des eigenen Namens bedeutet nicht, dass das Subjekt auf einen präexistenten Namen reduziert werden kann, der nur darauf wartet, seinen Diskursträger zu „rekrutieren". Das Individuum wird vielmehr erst durch die Namens*gebung* zum Subjekt bzw. – in aktuelleren Begrifflichkeiten, etwa von Butler (1997) – durch einen performativen

29 Vgl. hierzu: „Als individuelle Realisierung kann sich die Äußerung im Verhältnis zur Sprache als Aneignungsprozess definieren. Der Lokutor eignet sich den formellen Apparat der Äußerung an und äußert seine Sprechposition einerseits über spezifische Indizes, andererseits mittels akzessorischer Prozeduren. Aber unmittelbar dann, wenn er sich als Sprecher erklärt und die Sprache annimmt, setzt er den Anderen gegenüber sich ein, was auch immer der Grad der Anwesenheit ist, den er diesem Anderen beimisst. Jede Äußerung ist, explizit oder implizit, eine Allokution; sie richtet sich an einen Allokutor." „En tant que réalisation individuelle, l'énonciation peut se définir, par rapport à la langue, comme un procès d'appropriation. Le locuteur s'approprie l'appareil formel de la langue et il énonce sa position de locuteur par des indices spécifiques, d'une part, et au moyen de procédés accessoires, de l'autre. Mais immédiatement, dès qu'il se déclare locuteur et assume la langue, il implante l'autre en face de lui, quel que soit le degré de présence qu'il attribue à cet autre. Toute énonciation est, explicite ou implicite, une allocution, elle postule un allocutaire" (Benveniste 1974:82).

30 „référer le discours, non pas à la pensée, à l'esprit ou au sujet qui ont pu lui donner naissance, mais au champ pratique dans lequel il se déploie" (Foucault 1994:683).

31 „pratiques matérielles" (Althusser 1995:222).

32 Vgl. hierzu die Kritik Žižeks an Laclaus frühem Subjektbegriff (in Laclau 1990).

Akt, der die „Versubjektivierung" als einen singulären, spezifischen und unwiederholbaren Fakt in den Diskurs einschreibt.

Ebenso wenig unterstellt Althusser die Möglichkeit einer einheitlichen Sprechinstanz, vermittels derer ein gegebener Inhalt durch einen transparenten Kommunikationsraum transportiert wird. Althussers Subjektpositionenanalyse sprengt die Vorstellung eines einheitlichen sprechenden Subjekts, indem sie zwischen einem (vorlinguistischen) Trägerindividuum und (linguistischen) „Sprechrollen" oder „Stimmen" unterscheidet. Diskursanalytisch von Interesse sind nur letztere, etwa „Lokutoren" (*locuteurs*) oder „Enunziatoren" (*énonciateurs*). Das Problem des „Lokutors" verweist auf die verschiedenen, sich überlappenden enunziativen Ebenen, die zum Tragen kommen, wenn ein Individuum in den Diskurs eintritt. So definiert Ducrot den Lokutor als „jenes Sein, dem man die Verantwortlichkeit für diese Aussage zuschreiben muss".[33] Dies kann auf (mindestens) zwei verschiedene Weisen geschehen: Der Lokutor „L" zeichnet sich einzig durch die Verantwortlichkeit für eine Aussage aus (im Falle von Ironie wäre das etwa der Teil der Aussage „Die Frisur der Bundeskanzlerin ist mal wieder gelungen!", der die Frisur als misslungen qualifiziert); der Lokutor „λ" ist dagegen eine „ ‚vollständige' Person, die u.a. auch die Eigenschaft besitzt, der Ursprung der Aussage zu sein"[34] (z.B. die Bedeutungsebenen in „Die Frisur der Bundeskanzlerin ist mal wieder gelungen!", die auf andere politische, geschlechterspezifische, ästhetische Äußerungen des Sprechers verweisen und sein spezifisches Diskursprofil als „Linker" oder „Rechter", als „Macho" oder „Clown" begründen.). Dagegen sind die „Enunziatoren" die „linguistischen Subjekte des Diskurses, anonyme Personen, ‚Rollennamen' auf der Suche nach ihrem Autor" (Plantin 1990:42).[35] (Im Falle der genannten Aussage wäre das die Stimme, die vom Lokutor evoziert wird, um unmittelbar wieder zurückgewiesen zu werden, also die, die sagt, dass die Frisur gelungen ist). Ein Individuum wird demnach zu einem „legitimen" Sprecher des Diskurses, indem es „den Enunziatorenstatus annimmt, die die diskursive Formation definiert, in der es sich befindet"[36] (vgl. den Fall des „Lehrersubjekts", das die Sprechposition des Unterrichtenden gegenüber den „Schülersubjekten" einnimmt). Es ist hier nicht der Ort, diese terminologischen Differenzierungen noch weiter-

33 „à qui l'on doit imputer la responsabilité de cet énoncé." (Ducrot 1984:193).

34 „λ est une personne ‚complète', qui possède, entre autres propriétés, celle d'être l'origine de l'énoncé" (Ducrot 1984:200).
„les sujets linguistiques du discours, des personnages anonymes, des ‚noms de rôles' à la recherche de leurs auteurs" (Plantin 1990:42).

36 „assume le statut d'énonciateur que définit la formation discursive dans laquelle il se trouve pris" (Maingueneau 1991:18).

zutreiben; es sei aber bemerkt, dass sich mit der Hinwendung zur enunziativen Dimension sprachlicher Aktivität eine Krise der formal-strukturalen Analytik Saussure'scher Prägung ankündigt. Denn die Sprache (*langue*) ist nun kein abstrakter Code mehr, der die Hervorbringung grammatikalisch korrekter Sätze unabhängig von ihren Realisierungen regiert; die Sprache wird zu einem formal-materialen Angebot, das von den Diskursträgern spezifisch angeeignet wird und auf bestimmte Weise mit einer Welt „da draußen" einrastet bzw. einkuppelt (*embrayer*). So werden im Diskurs Texte mit spezifischen Kontexten verbunden. Die Verbindung von Text und Kontext im Diskurs stellt keine Abbildungsbeziehung her, die es erlaubt, durch den Text hindurch auf „den" Kontext zu blicken. Im Gegenteil, wenn der Text erst in seiner diskursiven Verkupplung mit Kontext „vollständig" ist, dann kann sich der Kontext gerade *nicht* im Text fortsetzen.

2.5 Die Heterogenität des Diskurses

Im Licht der zahlreichen diskurspragmatischen Fortentwicklungen, die sich seit den 70er Jahren etabliert haben[37], mag der Foucault'sche Ansatz als eigentümlich hybrid erscheinen. So begreift Foucault eine *énonciation* als eine „Singularität" (1969:133), wohingegen sich das *énoncé* durch seine „wiederholbare Materialität" auszeichne (1969:134). Courtine hat zu Recht darauf hingewiesen, dass eine solche Definition von den in der heutigen Linguistik und Diskursanalyse geläufigen Verwendungen abweicht, ist doch nur sein Begriff der *énonciation* „dem nahe, was die Diskursanalyse heute darunter versteht (die tätige Hervorbringung eines Diskurses durch ein äußerndes Subjekt in einer Äußerungssituation)".[38] In der bekannten

37 Die Frage, welche Varianten unter diesen diskurspragmatischen Regeltyp zu fassen sind, ist seither Gegenstand einer offenen Diskussion. So hat Oswald Ducrot (1972:1984) im Anschluss an Bachtins Polyphonie-Modell versucht, Phänomene wie Ironie, Verneinung oder argumentative Konnexion mit der heterogenen Überlagerung verschiedener Sinnebenen zu erklären. Dominique Maingueneau hat auf die diskursiven Szenographien hingewiesen, die mit der Enunziation eines Textes sichtbar gemacht werden, wodurch Texte gewissermaßen ihre eigene Enunziation organisieren (Maingueneau 1993). Jean-Claude Anscombre ist auf die diskursiven Schlussregeln (Topoi) eingegangen, die die Verkettung von diskursiven Elementen zu höherstufigen argumentativen Einheiten organisieren (Anscombre 1995). Und Pierre Bourdieu hat an die Einschreibung des Diskurses in einen sozial markierten Raum erinnert, der die ungleich verteilte soziale Legitimität diskursiver Akte und ihrer Sprecher nach sich zieht (Bourdieu 1982). Diese Diskussion über den diskurspragmatischen Regeltyp ist einstweilen so vielgestaltig wie die Regeltypen, die bislang ins Spiel gebracht wurden.

38 „Le couple énoncé/énonciation fonctionne différemment dans l'Archéologie et dans la tradition linguistique que reprend l'AD: si la notion d'énonciation utilisée par Foucault est proche de celle dont se sert l'AD (activité de production d'un discours par un sujet énonci-

Definition Ducrots werden dem „abstrakten linguistischen Sein" eines Satzes (*phrase*, „eine Erfindung jener eigenartigen Wissenschaft der Grammatik")[39] das gegenübergestellt, „was dem Linguist beobachtbar ist: die Aussage [*énoncé*], die als spezifische Manifestation betrachtet wird, als *hic et nunc* Vorkommnis [*occurrence*] des Satzes".[40] Dagegen scheint Foucaults Begriff der *énoncé* eine Art Zwitter von Sprechakt und wiederholbarem Zeichen zu sein.[41] Die gleichsam janusköpfige Qualität des Foucault'schen *énoncé*, dessen eine Seite auf eine „reine wiederholbare Form", mithin auf den Textbegriff der Strukturalisten, und dessen andere Seite auf die „kontextuellen Koordinaten seiner Existenz", d.h. auf im engeren Sinne diskursive Problematiken, verweisen, unterstreicht die charakteristische „Unreinheit" der Theoriesemantik von Foucaults *Archäologie*.

Es mag nahe liegen, den Zwittercharakter von Foucaults *énoncé*-Begriff zugunsten einer ausschließlich pragmatischen Begründung aufzugeben. Auf der einen Seite können jene ausgemacht werden, die dafür plädieren, die formal-materiale Ebene des Satzes aus der Aussage herauszunehmen und die Aussage ausschließlich als spezifisches Geschehnis zu betrachten. Ein solcher Ansatz basiert, wie dies etwa Récanati formuliert, auf der Gegenüberstellung von Vorkommnis („die konkrete und raumzeitlich lokalisierte Erscheinung eines Zeichens") und Typ („das Zeichen selbst, von dem das Vorkommnis die Erscheinung ist").[42] Auf der anderen Seiten stehen jene radikalpragmatischen Ansätze, beispielsweise von Sperber und Wilson (1993) und Reboul und Moeschler (1998), deren Diskursbegriff gar keine eigene semiotisch-symbolische Dimension mehr kennt. Sie kritisie-

ateur dans une situation d'énonciation), l'énoncé se trouve par contre lié à la notion de répétition" (Courtine 1981:45).

39 „un être linguistique abstrait" (Ducrot 1982:21); „une invention de cette science particulière qu'est la grammaire" (1984 :174).

40 „Ce que le linguiste peut prendre pour observable, c'est l'énoncé, considéré comme la manifestation particulière, comme l'occurrence hic et nunc d'une phrase" (1984 :174).

41 Der ambivalente Status des *énoncé* lässt sich an folgender Passage ablesen: „Zu wiederholbar, um vollständig in den raum-zeitlichen Koordinaten seiner Geburt aufzugehen [...], zu stark an das gebunden, was ihn umgibt und stützt, als dass es so frei wie eine reine Form sein könnte [...], ist es [das *énoncé*, J.A.] mit einer gewissen modifizierbaren Schwere ausgestattet, mit einem relativen Gewicht gegenüber dem Feld, in das es platziert ist, mit einer Konstanz, die verschiedene Verwendungen erlaubt, mit einer zeitlichen Permanenz, die nicht die Trägheit einer einfachen Spur aufweist." „Trop répétable pour être entièrement solidaire des coordonnées spatio-temporelles de sa naissance [...], trop lié à ce qui l'entoure et le supporte pour être aussi libre qu'une pure forme [...], il est doté d'une certaine lourdeur modifiable, d'un poids relatif au champ dans lequel il est placé, d'une constance qui permet des utilisations diverses, d'une permanence temporelle qui n'a pas l'inertie d'une simple trace."

42 „l'apparition concrète et spatio-temporellement localisée d'un signe" „le signe lui-même dont l'occurrence est une apparition" (Récanati 1979a:7).

ren, dass sich Semiotik und strukturale Linguistik nur für diskursive Abstrakta interessieren, d.h. für Texte, von deren spezifischen Verwendungskontexten und Einschreibungsorten die Epigonen Saussures abstrahieren.

Doch auch wenn Texte keine Diskurse sind, so kann es keinen Diskurs ohne Text geben. Bei aller Kritik an Saussures *langue*-Begriff kann gefragt werden, was gewonnen wird, wenn die Ebene von Zeichen, Text und Symbolik als sekundär oder irrelevant erklärt wird. Vielleicht kann für das Problem, wie (abstrakte) Texte und (spezifische) Kontexte im Diskurs verbunden werden, aber gerade keine „reine" theoretische Lösung gefunden wird, die sich mit vordergründig eindeutigen Etiketten („Strukturalismus", „Pragmatik") versehen lässt. Hätte sprachtheoretischer Purismus – sei es von strukturalistischer, sei es von pragmatischer Seite – nicht eine eindimensionale Verengung auf „die" Bedeutung eines Diskurses zur Folge? Vielleicht trägt gerade Foucaults diskurspragmatische „Inkonsistenz" der konstitutiven Heterogenität des Diskurses Rechnung, in dem sich verschiedene Ebenen der Sinnkonstitution spannungsvoll überlagern. Ducrots Unterscheidung von „Sinn" (*sens*) und „Signifikation" (*signification*) bringt diesen Umstand auf den Punkt (Ducrot 1982:21).[43] Weder „Sinn", die Bedeutung eines Satzes, seine „abstrakt-grammatikalische" Bedeutung, noch „Signifikation", die Bedeutung einer Aussage, mithin „spezifisch-pragmatische" Bedeutung, verweisen auf eine „wirkliche" oder „ursprünglich gemeinte" Sinnebene. Die verschiedenen Bedeutungsebenen, die eine Aussage umfasst, müssen demnach keine kohärente Einheit bilden. Der Unterschied zwischen beiden kann etwa anhand der bei Sprechakttheoretikern beliebten Sätze wie „Ich lüge!" demonstriert werden, dessen Inhalt („Sinn") durch seinen Äußerungsvollzug („Signifikation") performativ widersprochen wird (vgl. Lacan 1973:38:127f). In ein- und derselben Aussage koexistieren verschiedene Sinnebenen, die sich – etwa im Fall von Ironie, Negation oder indirekter Rede (Rabatel 1998, Rosier 1999) – widerspruchsvoll überlappen können und die „konstitutive Heterogenität" des Diskurses ausmachen. Die Frage ist dann nicht, wie die innere Einheit eines Diskurses bestimmt werden kann, sondern wie die diskursive Konstruktion des Diskurses als innerer Einheit „ständig droht, diesen aufzulösen"[44], wie Authier dies im Anschluss an Lacan ausführt.

Im Gegensatz zu Foucault, dem es in erster Linie um die „horizontale" Konstruktion diskursiver Formationen geht (so etwa um die Hervorbringung, Korrelation und Transformation von Aussagen in bestimmten

43 Wie Ducrot betont, ist die Zuordnung der beiden Termini zu den beiden Ebenen willkü lich. So verwendet Récanati „sens" und „signification" genau anders herum (1979b:26).

44 „menace à tout moment de le défaire" (Authier 1984:107).

institutionellen Kontexten), konzentriert sich die Diskurstheorie des Psychoanalytikers Jacques Lacan v.a. auf die „vertikale" Dimension des Diskurses, d.h. auf die heterogenen enunziativen Schichtungen verschiedener Sinnebenen, die „auf immer andere Bedeutungen verweisen".[45] Stärker als Foucault betont Lacan die Heterogenität des Diskurses, in dem Äußerung und Aussage auf unterschiedliche Sinnebenen des Diskurses verweisen. So illustriert Lacan die „Teilung von Akt und Fakt des Diskurses"[46] an dem bekannten Satz „Ich denke.", den Descartes in „der Äußerung von ‚Ich zweifle.' begreift, und nicht in dessen Aussage, die das ganze zu in Frage stellende Wissen transportiert".[47] Das Ich der Äußerung von „Ich zweifle." überlagert sich demnach mit dem Ich der Aussage „Ich denke." und macht ein Ich der „Gewissheit" deiktisch sichtbar. Aber es lassen sich mit Lacan auch Probleme bearbeiten, die bei Foucault weitgehend abstrakt bleiben, etwa das Problem der diskursiven Konstruktion von Subjektivität, die imaginäre Relation zum Anderen und die Frage der symbolischen Instituierung sozialer Ordnung. Lacans in den deutschen Sprach- und Sozialwissenschaften wenig bekannter Ansatz liefert somit nicht nur eine enunziationstheoretische Antwort auf die Frage der Konstruktion komplexer diskursiver Ordnungen, sondern macht auch diskurstheoretische Vorschläge für eine Reihe von Fragen der Gesellschaftstheorie, die sich im Anschluss an Foucault stellen.

3. Die Diskurs- und Äußerungsproblematik bei Jacques Lacan

Dass die diskursanalytische Forschung in Frankreich wichtige Impulse von der Psychoanalyse erfuhr (und weiter erfährt), versteht sich nicht von selbst. Wie viele Argumente wurden und werden nicht gegen die Psychoanalyse vorgebracht: dass sie sich im Besitz einer verborgenen Wahrheit wähne (nämlich des Wissens über die verdrängten Erfahrungen und Triebe des Subjekts); dass sie die komplexe Realität, in der sich das Subjekt befindet, nur über vorgefertigte Denkschablonen wahrnehme und auf quasi-anthropologische Annahmen über die sexuelle Natur des Menschen reduziere; dass sie das Subjekt als von soziohistorischen Tendenzen mehr oder minder unberührte Monade begreife etc.

45 „toujours renvoyer à une autre signification" (Lacan 1966:414).

46 „division de l'énonciation et de l'énoncé" (Lacan 1973:128).

47 „Descartes saisit son *je pense* dans l'énonciation du *je doute*, non dans son énoncé qui charrie encore tout de ce savoir à mettre en doute" (Lacan 1973:44).

Diese Argumente scheinen mir die Psychoanalyse – zumindest in ihrer Lacan'schen Variante – zu verfehlen, ja ihr Grundanliegen auf den Kopf zu stellen, geht es Lacan doch gerade darum, die Annahme objektiven psychoanalytischen Wissens über die verdrängte Vergangenheit des Subjekts zu hinterfragen, mit der Vorstellung einer biologisch-anthropologischen Natur des Menschen Schluss zu machen und die Rolle der symbolischen Institutionen der Gesellschaft für die Subjektkonstitution zu unterstreichen. Lacan begreift das Subjekt nicht als eine Innerlichkeit, deren sedimentierten Erfahrungsschatz es zu rekonstruieren gilt. Lacan lehnt das Ideal eines strategisch handelnden, „unternehmerischen" Individuums ab, das sich an die Zwänge seiner gesellschaftlichen Umwelt anpasst, in dem es Ich-Autonomie ausbildet. Mehr noch als Freud betont Lacan den „Vorrang des Signifikanten über das Subjekt".[48] Gleichermaßen von intentionalen Ursprüngen und ursprünglichen Erfahrungen „entkernt" und im Diskurs aufgehoben, stellt sich für Lacan Subjektivität als eine diskursiv induzierte „Illusion innerer Einheitlichkeit" dar. Ein abgewandeltes Diktum Heideggers kann hierfür als (simplifizierendes) Motto dienen: Nicht das Subjekt spricht die Sprache, sondern die Sprache installiert das Individuum als ein sprechendes und handelndes Subjekt im Diskurs und seinen symbolischen Institutionen, oder in Lacans eigenen Worten: „Die Frage ist, was für eine Funktion das sprechende Subjekt [in der Sprache] hat"[49]. So geht Lacan der Frage nach, wie im Angesicht des Anderen das Subjekt seinen diskursiven Platz in einer symbolisch strukturierten Welt findet.

Lacan war ein intellektueller „Dandy", dessen Werk nicht nur von einem unakademischen Denkhabitus zeugt, sondern auch von offenkundigen Schwierigkeiten mit der Herstellung von Kohäsion. Eine schnelle Einführung in sein Werk ist daher ein gewagtes Unterfangen. Der Großteil seiner Theorie wird in seinen Seminaren entfaltet, von denen die meisten Mitschriften inzwischen erschienen sind. Ungeachtet aller Heterogenität und Vielschichtigkeit zeichnet sich seine Theorie durch bestimmte Gesten und Bausteine aus, die in verschiedener Form immer wieder artikuliert werden. Ich möchte versuchen, einige dieser Figuren unter der Registratur des Symbolischen, Imaginären und Realen zusammenzufassen, die die drei Dimensionen ausmachen, mit denen Lacan die analytische Situation aufschließt. Diese drei Dimensionen („Register"), die auch die theoretische Basis für die Lacan'sche Diskurstheorie abgeben, sind wie ein borromäischer Knoten[50] miteinander verschränkt, wobei das Symbolische und das Imaginäre ständig ineinander übergehen und das Reale das undarstellbare „Loch" in der symbolisch-imaginären Matrix markiert.

48 „prééminence du signifiant sur le sujet" (Lacan 1966:39).

49 „La question c'est de savoir quelle est là-dedans [dans le langage] la fonction du sujet parlant" (Lacan 1978:331).

3.1 Das Symbolische

Das Symbolische bezeichnet die semiotische Dimension des Diskurses: Es umfasst die Unterscheidungen, die die Welt zu einer Ordnung identifizierbarer Elemente macht; es ist das Gesetz, das dem Subjekt auferlegt wird, wenn es in die Welt tritt; es ist die soziale Institution, in der die Subjekte ihren Platz finden müssen, um im Diskurs sichtbar zu werden. Im Sinne von Saussures *langue* versteht Lacan unter dem Symbolischen ein System von Unterscheidungen ohne positiven Ursprung. Im Symbolischen werden differenziell konstituierte Signifikanten immer aufs Neue kombiniert und selektiert. Doch anders als Saussure geht Lacan nicht von einem präexisten Sprachbau grammatikalischer Regeln und Valenzen aus, die jeder sprachlichen Realisierung zu Grunde liegen: „Das Problem ist, dass es keinen Code gibt."[51]

So radikalisiert Lacan durch sein Insistieren auf der Materialität des Zeichens Saussures Arbitraritätsaxiom, da Signifikant und Signifikat bei Lacan nicht stabil verbunden sind und „die Signifikanten immer mehrere Bedeutungen haben, oft extrem unverbunden".[52] So beschreibt Lacan deren Verhältnis als ein „Gleiten des Signifikats unter den Signifikant, der immer in Bewegung, im Diskurs ist (unbewusst, versteht sich)".[53] Für Lacan ist das Verhältnis von Signifikant und Signifikat arbiträr und grundsätzlich offen für die permanente Neubestimmung. Der Signifikant ist nicht bedeutungsleer; im Gegenteil, er zeichnet sich durch ein Zuviel an Sinn, durch einen Überschuss an möglichen Bedeutungen aus. Die Reduktion auf eine bestimmte „gemeinte" Bedeutung muss als eine fragile, wenn auch notwendige Illusion betrachtet werden, die jederzeit von immer neuen Sinneffekten des Signifikantenflusses durchbrochen werden kann. Ein Signifikant weist eine theoretisch unbegrenzte Anzahl verschiedener Bedeutungsebenen auf, die in ihrer Pluralität und Verschiedenartigkeit solan-

50 Der borromäische Knoten ist eine Figur, die Lacans späteren Seminaren immer wieder bemüht wird. Bei einem borromäischen Knoten handelt es sich um verschränkte Ringe, die vollständig auseinander fallen, wenn ein einziger Ring geöffnet wird (vgl. Lacan 1975a:119).

51 „Le problème, c'est qu'il n'y a pas de code" (Lacan 1978:326).

52 „les signifiants sont toujours à plusieurs significations, quelquefois extrêmement disjoints" (Lacan 1978:233).

53 „le glissement du signifié sous le signifiant, toujours en action (inconscient, remarqons-le) dans le discours" (Lacan 1966).

ge koexistieren, wie der Diskurs weitergeht. Erst mit dem Abbruch des Diskurses – etwa mit der Beendigung der psychoanalytischen Sitzung – erhalten die gebrauchten Zeichen „ihre" Bedeutung. Die Fixierung von Sinn erfolgt damit *ex post*; sie hängt von der *ponctuation*, einem notwendig kontingenten Akt der Unterbrechung der Rede (*discours*) ab.

Wie Saussure begreift Lacan das Symbolische als ein zentrumsloses System, dessen Elemente gleichursprünglich sind, die eine „synchronische Struktur von Sprachmaterial [bilden], dessen Elemente insofern jeweils exakt gleich verwendet werden, als sie von den anderen unterschieden sind".[54] Doch bilden die Elemente keinen glatten, in sich homogenen Raum, in dem alle Beziehungen gleichermaßen symmetrisch definiert sind. Denn mit jedem Eintritt in das Symbolische eignet sich das Subjekt nicht nur bestimmte differenziell konstituierte Signifikante an. Die Aneignung eines jeden Signifikanten setzt immer auch die Anerkennung der symbolischen Ordnung als solcher voraus. Der Gebrauch eines Zeichens realisiert also nicht nur eine Differenz, sondern impliziert immer auch die Berufung auf die Institution der symbolischen Ordnung als solcher, die jeder Äußerung eine spezifische Autorität bzw. Legitimität verleiht. In Lacans Terminologie vollzieht sich der Eintritt in die symbolische Ordnung im Namen des „großen Anderen", im Namen der Instanz, die die Institution des Symbolischen garantiert und instituiert. Die Präsenz des großen Anderen, die mit jeder Aneignung sprachlichen Materials präsupponiert wird, begründet einen ambivalenten Ort in der symbolischen Ordnung, denn das große Andere ist sowohl außerhalb als auch innerhalb ihrer: *außerhalb* insofern es das Symbolische als solches instituiert, ohne dabei zu „wissen", was die Subjekte des Diskurses in der von ihr instituierten Ordnung anstellen („der betrogene Andere", „l'Autre trompé" Lacan 1973:37), *innerhalb* insofern als das große Andere nur in und durch die spezifischen Äußerungsakte existiert, mit dem die Signifikanten zu einer Zeichenkette verbunden und zum Diskurs werden.[55] Es ist diese ambivalente Topizität, die das große Andere zu einer radikalen Alterität für das Subjekt macht und die der symbolischen Ordnung ihre spezifische Unebenheit verleiht (vgl. dazu das Schema L Lacan 1966:53).

„la structure synchronique du matériel du langage en tant que chaque élément y prend son emploi exact d'être différent des autres" (Lacan 1966:414).

‚Das Subjekt ist nur Subjekt als Versubjektivierungs-Sein im Feld des großen Anderen", ‚le sujet n'est sujet que d'être assujettissement au champ de l'Autre" (Lacan 1973:172).

3.2 Das Imaginäre

Im Register des Imaginären wird die Beziehung zwischen Eigenem und (imaginärem) Anderem verhandelt.[56] Seinen Namen bezieht das Imaginäre von der Theorie des Spiegelstadiums. Gemäß dieser Theorie erlangt das Subjekt im Alter zwischen sechs und 18 Monaten die Fähigkeit, sein Bild (*image*) im Spiegel zu erkennen und damit in einer „jubilierenden Aneignung seines Spiegelbilds"[57] seinen „zerstückelten Körper" („corps morcelé" Lacan 1966:97) als ein einheitliches Ich zu begreifen. Für Lacan ist der Eintritt in das Spiegel-Stadium kein lokalisierbares Ereignis der Sozialisationsgeschichte des Subjekts, sondern ein ständig ablaufender Prozess, in dem sich das Subjekt in einem zickzackartigen Prozess der Identifikation und Desidentifikation („danse de zigzag" Lacan 1975b:217) in immer neuen imaginären Anderen wieder findet und dadurch aus einem Zustand der ozeanischen Unbestimmtheit heraus eine (notwendige) Illusion innerer Einheit aufbaut. Es ist die Identifikation mit einem externen zweidimensionalen Bild, die die für die Subjektwerdung notwendige Innen-Außen-Unterscheidung möglich macht. Der imaginäre Andere muss keine anthropologische Gestalt haben; er bezeichnet das, was aus dem speziellen Blickwinkel des Subjekts als das erscheint, was es braucht, um sich als Eigenes zu erkennen. Doch imaginär ist dieser Andere nicht nur, weil er dem Subjekt nur in einer spezifisch eingestellten Optik sichtbar wird; er ist auch insofern imaginär, als das Subjekt ihn notwendig verfehlt. Die Beziehung zwischen Subjekt und imaginärem Anderem ist grundsätzlich keine des Sich-Gegenseitig-Verstehens; die Identifizierung des Anderen, dessen imaginärer Charakter sich für kein Hinein-, sondern allenfalls für ein zweidimensionales „Draufblicken" eignet, geht an diesem notwendig auf bestimmte Art vorbei.

Der imaginäre Andere ist kein vordiskursiver Anderer, den das Subjekt sprachlich einzufangen versucht. Imaginär ist er insofern, als er nur von dem spezifischen Winkel aus sichtbar ist, von dem aus dem Subjekt die diskursive Ordnung sichtbar wird. Lacan bemüht in diesem Zusammenhang die optische Metapher des umgekehrten Blumenstraußes, mit dem er zu zeigen sucht, wie durch ein System von Spiegeln ein Objekt *von dem bestimmten Blickwinkel des Subjekts aus gesehen* eine imaginäre Verdrehung erfährt und somit „seinen" Platz in der Welt der Gegenstände erhält. Auch der Andere, in dessen Bild sich das Subjekt als Ich erkennt, ist nur „imaginär verdreht" zugänglich, d.h. in der spezifisch gebrochenen Welt, die sich

56 Der (imaginäre) Andere („l'autre") darf nicht mit dem großen Anderen („l'Autre") verwechselt werden, der dem Register des Symbolischen entstammt (s. 3.1).

57 „assomption jubilatoire de son image spéculaire" (Lacan 1966:94).

dem Subjekt von dem Punkt aus darstellt, von dem aus es in den Diskurs eintritt. Hieraus folgt, dass sich zwei Subjekte, die sich gegenseitig als Andere wahrnehmen, grundsätzlich nicht verstehen, sondern immer auf bestimmte Weise verfehlen. Der Andere ist ein Anderer für das Subjekt – ein Anderer, dessen imaginäres Bild dem Subjekt erlaubt, die Illusion einer inneren Einheit auszubilden und als ein sprechendes „Ich" zu stabilisieren.

Die Position des Subjekts ist eine Position einer sowohl imaginär als auch symbolisch organisierten Welt, und nun kann umrissen werden, wie das Symbolische und das Imaginäre ineinander übergehen. Das Symbolische stellt gleichsam den Winkel des Spiegels ein, in dem dem Subjekt die imaginären Objekte zugänglich werden. Erst das Symbolische versetzt das Subjekt in die Lage, den oszillierenden Prozess von immer neuen Identifikationen und Desidentifikationen mit dem imaginären Außen zu fixieren und die Welt in einer bestimmten imaginären Brechung wahrzunehmen. Mit Lacan muss die Unterscheidung von Eigenem und Anderem dabei als eine konstitutive Grenze *im* Diskurs verstanden werden. Diese Grenze zwischen Eigenem und Anderem ist keine Grenze zwischen dem Innen und dem Außen des Diskurses; sie geht gleichsam mitten durch den Diskurs und alle diskursiven Akte hindurch, was den Diskurs als Interdiskurs im Sinne von Pêcheux auszeichnet (1990). Die zwei Register überlagern sich aber auch mit Blick auf das Verhältnis der beiden Alteritäten des imaginären und des großen Anderen. Obgleich beide in keiner Weise vergleichbar sind, kann das große Andere nur in einer bestimmten imaginären Brechung bzw. der imaginäre Andere nur in einem bestimmten Bezug zum großen Anderen erscheinen.

3.3 Das Reale

Lacans Reales ist ein Begriff, der nicht im Sinne der geläufigen Bedeutung einer gegebenen vorsymbolischen Welt zu verstehen ist, die diskursiver Ordnung oder sprachlichen Ausdrucks bedarf. Reales und Symbolisches stehen sich nicht als distinkte Register gegenüber; sie sind ineinander borromäisch verfaltet: Das Reale hat insofern seinen Platz im Symbolischen, als es das bezeichnet, was sich der Repräsentation entzieht, und es überrascht daher nicht, dass der späte Lacan das Reale zunehmend mit dem Verlangen korreliert, das bei Lacan eine diskursimmanente Spannung bezeichnet. Mit Žižek kann die Nichtrepräsentierbarkeit des Realen etwa als eine Art formloses Grau(en) festgemacht werden – als „Stimmung", die in den Narrativen des Horrorgenres aufgebaut wird, ohne symbolisch genau identifizierbar zu sein (vgl. Žižek 1991:15). Das Reale scheint an dem Loch, der Lücke, dem Mangel (*manque*) auf, der nach der Füllung durch

das Bild des imaginären Anderen strebt und an dem alle Versuche symbolischer Fixierung scheitern. Das Reale artikuliert sich in der konstitutiven Fehlerhaftigkeit des Systems, dessen Brüche und Risse durch immer neue kontingente Stiche des Diskurses vernäht werden müssen. Bestimmte Signifikanten stellen sich dabei wichtiger als andere heraus; sie sind die Stepppunkte (*points de capiton*) des Diskurses – oft mehr oder minder bedeutungsleere Signifikanten, über die weite Regionen des Diskurses zusammengehalten werden. Die metaphorisch-metonymischen Bewegungen, die die wundhafte Kluft des Systems zu schließen suchen (Lacan 1966:493ff), können nicht anders, als mit jedem Stich eine neue Lücke aufzutun, und die Unmöglichkeit der letztendlichen Vernähung dieser „Wunde des Realen" macht die Produktion von immer weiteren Diskursakten und immer mehr Diskurs notwendig.

Als Beispiel kann hier die Figur Neos in der Matrix-Trilogie angeführt werden, von dem sich in der zweiten Folge herausstellt, dass er der konstitutive Programmierfehler des Systems ist. Neo ist der Bug des Systems, der sich ohne einen systemischen Kollaps nicht entfernen lässt. Diese spezifische Position, die durch das System definiert wird, die in dieses aber nicht vollständig integriert werden kann, erzwingt kontingente, aus der Struktur der Matrix nicht ableitbare Entscheidungen, die schließlich die fundamentale Neuordnung des Systems einleiten. Der Reload der Matrix schließt diese Lücke nicht, ohne an anderer Stelle eine neue zu erzeugen. Neos Subjektivität sowie die aller anderen Figuren erfährt dadurch eine fundamentale Neudefinition.

3.4 Die Produktion der Signifikantenkette als Diskurs

Ausgehend von diesen drei Registern, kann die diskurspragmatische Kritik an einem „reinen", semiotischen Diskursbegriff nun spezifiziert werden. Wie der Foucault der *Archäologie* lehnt Lacan die Vorstellung eines abstrakten Zeichens ab, dessen Inhalt unabhängig von Kontext und Verwendungsweise bestimmt werden kann.[58] Darüber hinaus diskutiert Lacan

58 Hier kann Lacans Diskurstheorie im engeren Sinne anschließen, die die „vier Diskurse" der „Universität", der „Hysterikerin", des „Meisters" und des „Analysten" umfasst (Lacan 1991). Dieser Diskursbegriff operiert mit einem Kalkül, das vier Möglichkeiten an die Hand gibt, den Signifikanten, das Subjekt, den imaginären Anderen und das Große Andere in Beziehung zu setzen. Doch handelt es sich hierbei nicht um Diskurse im enunziationstheoretischen Sinne. So basieren Lacans vier Diskurse auf der Annahme einer festen überzeitlichen Struktur, die den Diskurs unabhängig von seinen spezifischen Verwendungsweisen organisiert. Es scheint sich hierbei Lacans Glaube an eine Art übergreifenden Algorithmus fortzusetzen, der auch mit Blick auf seine Ausführungen zur mathematischen Sequenzierung symbolischer Zeichen festzustellen ist (Lacan 1966:44f).

Fragen, die bei Foucault nur angedeutet werden, etwa wie im Diskurs das Verhältnis von Eigenem und Anderen verhandelt wird (imaginäre Dimension) oder wie die Unmöglichkeit der vollständigen symbolischen Schließung diskursiv artikuliert wird (reale Dimension). Stärker als Foucault betont Lacan die Heterogenität und Instabilität der symbolischen Struktur, deren Risse und Brüche die Orte markieren, die nach Schließung durch immer weitere Diskurs(f)akte verlangen. Lacan versteht Äußerungen als diskursive „Lösungen" für jene (Nicht-)Orte, die sich nicht vollständig in das Symbolische integrieren lassen. Äußerungen sind Ereignisse des Diskurses, mit denen die konstitutiven Lücken des Symbolischen artikuliert werden.

Anhand der „Signifikantenkette" (*chaîne signifiante*) möchte ich die artikulatorische Verschränkung von Äußerung und dem unverschließbaren „Mangel" des Symbolischen präzisieren. Unter der Signifikantenkette versteht Lacan die spezifisch sequenzierten Zeichen, die das Subjekt benutzt, wenn es sich symbolisch betätigt. Es handelt sich dabei nicht um eine linearisierte *langue*, d.h. um die individuelle Realisierung eines vorgängigen Sprachcodes im Sinne von Saussures *parole*, sondern um „gebrauchtes Sprachmaterial". Gegenüber der Statik des Saussure'schen Modells rückt die Theorie der Signifikantenkette die emergenten Aspekte des Symbolischen in den Vordergrund und verweist damit auf die Dimension des Diskurses (und nicht des Texts).

Mit Blick auf die symbolische Dimension zeichnet sich die Lacan'sche Signifikantenkette durch dynamische Offenheit aus, denn sie verbindet – ähnlich wie Foucaults diskursive Formation oder eine Laclau/Mouffe'sche Hegemonie – disparate Elemente zu einem „unvollständigen" Ganzen, das nach Mehr-Diskurs strebt. Wenn, wie Laclau und Mouffe ausführen (1985), eine vollständige Schließung der Struktur notwendig scheitern muss, weil jede Grenze zum Außen selbst eine Grenze des Symbolischen ist, dann kann die symbolische Struktur keine stabile Grenze zu ihrem Außen aufbauen, weswegen die Etablierung eines geschlossenen Systems, in dem alle Elemente ihren funktional definierten Platz erhalten, notwendig scheitern muss. Die entstehende Struktur sieht sich mit der paradoxen Aufgabe konfrontiert, ihre Grenze zum Außen in ihrem Inneren zu verhandeln – eine Aufgabe, die nach immer neuen, instabilen, vorläufigen Lösungen verlangt.

Zweitens – und dies verweist auf die imaginäre Dimension – hat nach Lacan das Zeichen eine soziale Funktion; es ist an einen Empfänger gerichtet. Als Grundeinheit des Symbolischen – jener sozialen Institution, die das „intersubjektive Band" zwischen den Individuen herstellt – vermag

das Zeichen die Individuen zu verbinden. Diese Verbindung ist jedoch nicht als ein intersubjektives Verstehen zu begreifen, das auf der Herstellung einer konsensuellen Basis bzw. auf geteiltem Sinn beruht. Lacan nimmt vielmehr an, dass die kommunizierten Zeichen an den adressierten Anderen grundsätzlich auf eine bestimmte Weise vorbeigehen. Das Zeichen ist wie eine Flaschenpost zu verstehen, deren Botschaft in die Welt entlassen wird, ohne dass klar ist, wer, wann und wie sie ihren Empfänger erreicht; es ist nicht einmal klar, *ob* sie ihren Adressaten jemals erreicht. Lacans Zeichenverständnis kann somit als weniger abstrakt gelten als das von Saussure, denn Lacan bezieht die spezifische kommunikative Situation ein, in der das Zeichen „seine Bestimmung erfüllt hat, nachdem es seine Funktion erfüllt hat"[59] und es bei seinem Empfänger angekommen ist. Das Zeichen ist gewissermaßen solange unvollständig, wie es bei „seinem" Anderen nicht eingetroffen ist und in „seinen" Kontext eingerastet ist (im Sinne einer embrayage). Der mit dem Flaschenpost-Zeichen interpellierte Andere ist ein imaginärer Anderer, an dem das Zeichen notwendig in einem bestimmten Ausmaß vorbeigeht, denn dieser erhält das Zeichen je nach imaginärer Brechung des Diskurses „in seiner wirklichen Bedeutung, d.h. in umgekehrter Form".[60] Da beliebige Individuen als imaginäre Andere des Diskurses eingesetzt werden können, ist das Zeichen nie endgültig am Ziel; „sein" Anderer ist ein imaginärer Anderer des Diskurses, d.h. ein Anderer, der nur aus dem imaginären Winkel der Position des Subjekts im Diskurs sichtbar ist.

Drittens geht die Theorie der Signifikantenkette von einer eingebauten Spannung aus, von einem Mangel, dem „Loch" des Realen, das der diskursiven Tätigkeit immer wieder „entwischt". Die Aneinanderreihung der Signifikanten, der Diskurs, realisiert keine in sich selbst ruhende Struktur; er bringt ein Ensemble von Elementen hervor, die um letztendlich unvernähbare Risse, Lücken und Brüche organisiert sind, und die Vernähung des einen Risses bringt notwendig einen neuen Riss zum Vorschein. Man kann sich den Lacan'schen Diskurs wie ein Windows-Betriebssystem vorstellen: Jedes neue Update erzeugt neue Lücken, die wiederum neue diskursive Reaktionen (etwa in Form eines Virenbefalls) provozieren, die weitere Updates erfordern, die wiederum neue Lücken nach sich ziehen usw. Immer neue metaphorische bzw. metonymische Diskursakte vernähen den konstitutiven Mangel des Systems. Die Unvollständigkeit, die die heterogen und disparat zusammengesetzte Signifikantenkette auszeichnet, begründet das konstitutive „Verlangen (*désir*) des Anderen". Dieses Ver-

59 „a comblé son destin après avoir rempli sa fonction" (Lacan 1966:26).
60 „dans sa signification véritable, c'est-à-dire sous une forme inversée" (Lacan 1973:128).

langen hat nichts mit anthropologisch-biologischen Trieben oder Erfahrungen zu tun, die sich im Diskurs vermeintlich ausdrücken; das Verlangen ist eine Eigenschaft der formal-semiotischen Struktur des Diskurses selbst, der insofern ein Verlangen artikuliert, als er nach einer letztendlich nicht erreichbaren Schließung verlangt. Über die ständige Fortsetzung diskursiver Produktion werden die konstitutiven Risse, Grenzen und Brüche der diskursiven Ordnung „vernäht" (*suturer*), und das Ziel der therapeutischen Analyse besteht darin, diese Vernähungen aufzulösen, um einen Zusammenbruch der Sinnstruktur zu provozieren, der jenen therapeutischen Prozess auslöst, durch den das Subjekt seine Position im Symbolischen neu definieren muss und sich als Subjekt des Diskurses neu „komponiert". Eine „erfolgreiche" Analyse bemisst sich demnach weder an der Rekonstruktion eines vorgängigen Wissens noch an der Entdeckung einer Wahrheit, sondern – und in dieser Hinsicht steht Lacan dem Marxismus näher als der Philosophie – an den transformatorischen Konsequenzen der diskursiven Interventionen in das soziosymbolische Material.

4. Konklusion: Jenseits von Struktur und Adlerblick

Während die Frage der praktischen Umsetzung theoretischer Erkenntnisse an anderer Stelle behandelt werden muss (vgl. dazu Angermüller 2004b:2004c), soll dieser Beitrag mit zwei perspektivischen Konsequenzen für die diskursanalytische Forschung schließen.

1) *Von strukturaler Textbeschreibung zu „post(-)strukturalistischer" Diskursanalyse.*
Wenn der Text als eine formal-grammatikalische Struktur gefasst werden kann, die von ihren spezifischen Gebrauchskontexten abstrahiert, dann verweist der Diskurs auf die Hervorbringung und Verknüpfung spezifischer Diskursfakte. Auch die Diskursanalyse analysiert Texte; doch geht es ihr um die Regeln, die ihren Gebrauch in bestimmten Kontexten organisieren. Das Vokabular von *énonciation* („Akt") und *énoncé* („Fakt"), das sich nach den Pionierarbeiten Foucaults und Lacans in den französischen Sprachwissenschaften etabliert, ist in diesem Zusammenhang von besonderem Interesse, verzichtet es doch auf die Operation mit strukturalen Codemodellen, und zwar ohne die strukturale Kritik an Subjektivismus und Psychologismus wieder einzukassieren. Die enunziationstheoretischen Diskurstheorien von Foucault und Lacan können somit vielleicht als sowohl „post-strukturalistisch" als auch „poststrukturalistisch" gelten: „poststrukturalistisch" im Sinne der pragmatischen Wende, die ab Ende der 1960er Jahre die Abkehr von Saussures formaler Linguistik in den französischen Sprachwissenschaften einleitet, aber auch „poststrukturalistisch" im Sinne der Dekonstruktion von Essentialismus und Objektivismus, wie sie seit Mitte der 1970er Jahre in den internationalen Kultur- und Sozialwissenschaften betrieben wird (vgl. die Diskussion bei Angermüller 2001).

2) *Für einen „prismatischen" Konstruktivismus.*
Der Anwendungsbereich einer enunziationstheoretischen Diskursanalyse beschränkt sich nicht auf diskursives Handeln in interaktiven Situationen (im Sinne von Konversationsanalyse oder Ethnomethodologie), sondern erstreckt sich gerade auch auf situativ ungebundene und medial vermittelte Diskurse (etwa im Sinne des strukturalen Foucault oder einer Bourdieu'schen Analyse symbolischer Produktion). Doch anders als jene Ansätze, die darauf zielen, „den" Sinn eines sozialen oder kulturellen Zusammenhangs zu rekonstruieren und „kollektive Deutungsmuster" bzw. „intersubjektiv geteiltes Wissen" freizulegen, kann eine pragmatisch informierte Diskursanalyse nicht auf „den" Diskurs blicken. Wenn der Diskurs nur von seinen spezifischen Äußerungen her gedacht werden kann, kann sich auch der/die diskursanalytische ForscherIn dem Diskurs nur in *bestimmten* Rahmungen nähern, und die Vorstellung eines „Diskurses an sich", der schon vor seiner Aneignung, Wahrnehmung und Beschreibung als sinnhafter Gegenstand konstituiert ist, muss in Frage stehen. So scheint für den/die wissenschaftliche/n BeobachterIn nicht weniger zu gelten als für den/die DiskursträgerIn des alltäglichen Lebens, dass sich ein Blick auf den diskursiven Gesamtzusammenhang, mit dem er/sie es zu tun hat, nur von den spezifisch definierten Punkten aus erschließt, von denen aus er/sie in diesen eintritt. Auch für den/die DiskursanalytikerIn ist der Diskurs nur imaginär gebrochen und spezifisch gerahmt zugänglich, wobei die Brechungen, in denen die Beobachter den Diskurs wahrnehmen, vom Diskurs gleichsam selbst organisiert werden – wie ein sich formierendes Prisma, das je nach Beobachterwinkel eine immer andere Weltkonstruktion zur Schau gibt.

5. Literatur

Althusser, Louis (1995): Sur la reproduction. Paris.

Angermüller, Johannes (2001): Diskursanalyse: Strömungen, Tendenzen, Perspektiven. In: *Angermüller, Johannes/Bunzmann, Katharina/Nonhoff, Martin* (Hg.): Diskursanalyse: Theorien, Methoden, Anwendungen. Hamburg. 7-22.

Angermüller, Johannes (2004a): Michel Foucault – auf dem Weg zum soziologischen Klassiker? In: Soziologische Revue 27(4). 385-394.

Angermüller, Johannes (2004b): ‚French Theory' in den USA. Diskursanalytische Betrachtungen eines internationalen Rezeptionserfolgs. In: Sociologia Internationalis 42(1). 71-101.

Angermüller, Johannes (2004c): Neoliberale Hegemonie und postmodern-schizophrene Subjektivität: Eine diskursanalytische Annäherung an Michel Houellebecqs Ausweitung der Kampfzone. In: *Kron, Thomas/Schimank, Uwe* (Hg.): Die Gesellschaft der Literatur. Opladen. 143-163.

Anscombre, Jean-Claude (Hg.) (1995): Théorie des topoï. Paris.

Austin, John L. (1962): How to Do Things with Words. The William James Lectures delivered at Harvard University in 1955. Oxford/New York.

Authier, Jacqueline (1984): Hétérogénéité(s) énonciative(s). In: Langages 73.

Bachelard, Gaston (1971): Épistémologie. Paris.

Bally, Charles (1909): Traité de stylistique française. Genève.

Barthes, Roland (1967): Système de la mode. Paris.

Baudrillard, Jean (1968): Le Système des objets. Paris.

Benveniste, Émile (1974): Problèmes de linguistique générale, 2. Paris.

Bourdieu, Pierre (1972): Esquisse d'une théorie de la pratique: précédé de trois études d'ethnologie kabyle. Genève.

Bourdieu, Pierre (1982): Ce que parler veut dire. Paris.

Bublitz, Hannelore/Bührmann, Andrea D./Hanke, Christine/Seier, Andrea (Hg.) (1999): Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults. Frankfurt/M./New York.

Bühler, Karl (1934/1982): Sprachtheorie. Nachdruck: Stuttgart/New York.

Butler, Judith (1997): Excitable Speech. A Politics of the Performative. New York/London.

Courtine, Jean-Jacques (1981): Quelques problèmes théoriques et métho-dologiques en analyse du discours, à propos du discours communiste adressé aux chrétiens. In: Langages 62. 9-128.

Derrida, Jacques (1967): L'écriture et la différence. Paris.

Dubois, Jean (1969): Énoncé et énonciation. In: Langages 13. 100-110.

Ducrot, Oswald (1972): Dire et ne pas dire. Principe de sémantique linguistique. Paris.

Ducrot, Oswald (1982): Les lois de discours. In: LFr 42. 21-33.

Ducrot, Oswald (1984): Le Dire et le dit. Paris.

Fairclough, Norman (1992): Discourse and Social Change. Cambridge/Oxford.

Foucault, Michel (1966): Les Mots et les choses. Une archéologie des sciences humaines. Paris.

Foucault, Michel (1968/1994): Réponse à une question. In: *Foucault, Michel* (Hg.): Dits et écrits, Tome 1: 1954-1969. Paris. 673-695.

Foucault, Michel (1969): L'Archéologie du savoir. Paris.

Foucault, Michel (2001): L'Herméneutique du sujet. Cours au Collège de France (1991-1982). Paris.

Fuchs, Catherine (1981): Dans le champ pragmatico-énonciatif. In: DRLAV 25. 35-60.

Greimas, A. J. (1966): Sémantique structurale. Paris.

Guespin, Louis (1976): Introduction. Types de discours, ou fonctionnement discursifs? In: Langages 41. 3-11.

Henry, Paul (1977): Le Mouvais Outil: langue, sujet, discours. Paris.

Jakobson, Roman (1995): On Language. Cambridge, MA/London.

Keller, Reiner (2003): Diskursanalyse. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. Opladen.

Kerbrat-Orecchioni, Catherine (1980): L'Énonciation. De la subjectivité dans le langage. Paris.

Lacan, Jacques (1966): Ecrits. Paris.

Lacan, Jacques (1973): Le Séminaire. Livre XI. Les quatre concepts fondamentaux de la psychanalyse. Paris.

Lacan, Jacques (1975a): Le Séminaire. Livre XX. Encore. 1972-1973. Paris.

Lacan, Jacques (1975b): Le Séminaire. Livre I. Les écrits technique de Freud. Paris.

Lacan, Jacques (1978): Le moi dans la théorie de Freud et dans la technique de la psychanalyse. Le séminaire, Livre II. Paris.

Laclau, Ernesto (1990): New Reflections on the Revolution of Our Time. London/New York.

Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal (1985): Hegemony and Socialist Strategy. Towards a Radical Democratic Politics. London/New York.

Landowski, Éric (1989): La Société réfléchie. Essais de socio-sémiotique. Paris.

Maingueneau, Dominique (1991): L'Analyse du discours. Introduction aux lectures de l'archive. Paris.

Maingueneau, Dominique (1993): Le contexte de l'ouvre littéraire. Énonciation, écrivain, société. Paris.

Maingueneau, Dominique (1994): Die „französische Schule" der Diskursanalyse. In: *Ehlich, Konrad* (Hg.): Diskursanalyse in Europa. Frankfurt/M. 187-195.

Maingueneau, Dominique (1995): L'énonciation philosophique comme institution discursive. In: Langages 119. 40-62.

Nonhoff, Martin (2004): Diskurs. In: *Göhler, Gerhard/Iser, Matthias/Kerner, Ina* (Hg.): Politische Theorie. 22 umkämpfte Begriffe zur Einführung. Opladen. 65-82.

Pêcheux, Michel (1975): Les Vérités de La Palice. Paris.

Pêcheux, Michel (1990): L'inquiétude du discours. Paris.

Plantin, Christian (1990): Essais sur l'argumentation. Introduction à l'étude linguistique de la parole argumentative. Paris.

Rabatel, Alain (1998): La construction textuelle du point de vue. Lausanne, Paris.

Reboul, Anne/Moeschler, Jacques (1998): Pragmatique du discours. De l'interprétation de l'énoncé à l'interprétation du discours. Paris.

Récanati, François (1979a): Le développement de la pragmatique. In: LFr 42. 6-20.

Récanati, François (1979b): La transparence et l'énonciation. Pour introduire à la pragmatique. Paris.

Rosier, Laurence (1999): Le discours rapporté: histoire, théories, pratiques. Bruxelles.

Saussure, Ferdinand de (1962): Cours de linguistique générale. Paris.

Sperber, Dan/Wilson, Deirdree (1993): Relevance: Communication and Cognition. Oxford/Cambridge.

Stäheli, Urs (2000): Poststrukturalistische Soziologien. Bielefeld.

Sumpf, J./Dubois, J. (1969): Problèmes de l'analyse du discours. In: Langages 13. 3-7.

Warnke, Ingo (2002): Texte in Texten – Poststrukturalistischer Diskursbegriff und Textlinguistik. In: *Adamzik, Kirsten* (Hg.): Texte, Diskurse, Interaktionsrollen. Analyse zur Kommunikation im öffentlichen Raum. Tübingen. 1-17.

Williams, Glyn (1999): French Discourse Analysis. The Method of Poststructuralism. London.

Žižek, Slavoj (1991): Looking Awry. An Introduction to Jacques Lacan through Popular Culture. Cambridge, MA/London.

Dietrich Busse

Diskurslinguistik als Kontextualisierung – Sprachwissenschaftliche Überlegungen zur Analyse gesellschaftlichen Wissens

1. Vorbemerkungen, Differenzierungen, Problemlagen

Linguistische Diskursanalyse (in dem auf Foucault[1] zurückführbaren Sinne) dient der Erfassung des – notwendig gesellschaftlich geprägten – verstehensrelevanten Wissens und schreibt sich damit, obwohl stets auf Zeichen und Zeichenketten als Material bezogen, ein in den die Linguistik überschreitenden Rahmen einer umfassenderen Epistemologie. Als empirische kulturwissenschaftliche Disziplin unterscheidet sie sich von anderen epistemologischen Ansätzen – etwa in Soziologie, Philosophie und Psychologie – jedoch dadurch, dass sie das (ja stets in sprachlicher Form gegebene) Material in seiner Eigenstruktur ernst nimmt und daher ihre Forschungsergebnisse rückbinden muss an Plausibilitäten, die sich aus dem auf Regeln basierenden Funktionsspektrum dieses Materials ergeben. Sie ist zugleich Textwissenschaft sui generis und als solche angewiesen auf konsensfähige Interpretationskonstrukte. Da die Plausibilität ihrer Ergebnisse mit derjenigen der von ihr hervorgebrachten (oder ‚re-konstruierten') epistemischen Kontextualisierungen steht und fällt, kommt den methodischen Kriterien für Kontextualisierungsprozesse besondere Bedeutung zu.

Die hier vorgestellten Überlegungen sollen gezielt dem Aspekt ‚Kontextualisierung' nachgehen, die notwendigen Differenzierungen und Abgrenzungen erwägen, erste Schritte in Richtung auf eine Typologie der Kontextualisierung skizzieren und vor allem aufzeigen, wie methodische Schritte einer diskurslinguistischen Kontextualisierung rückbindbar sind an konsensfähige linguistische Arbeitsweisen. Dabei wird der Aspekt der ‚Kontextualisierung' einer differenzierenden Überprüfung unterzogen und – nicht ohne andere, benachbarte Aspekte des Konzepts zu betrachten – auf für ihn relevante linguistische Kategorien und Parameter bezogen.[2]

Foucault (1969, 1971); vgl. dazu Busse (1987:222ff (Kap. 9)).

Was ich hier unter dem Begriff ‚Kontextualisierung' thematisieren möchte, berührt sich nur peripher mit unter den gleichen Begriff subsumierte Überlegungen im Rahmen der linguistischen Gesprächsanalyse (vgl. Auer 1986, 1995), die bestenfalls einen kleinen Teilausschnitt dessen betrachten, was ich diesem Begriff zurechnen würde. Während dort offenbar ‚Kontext' weitgehend im Sinne von kopräsenter (lokaler, sozialer) ‚Situation' während